

## Die Verselbständigung eines Themas zum Wahn\*

Das Wesen des „psychischen Prozesses“ – scheinbar bereits vor 50 Jahren abgeklärt – ist heute nicht weniger fragwürdig als damals. Das zeigt besonders deutlich eine der letzten Arbeiten von Häfner.<sup>1</sup> Das Verhältnis zwischen normaler Lebensentfaltung und prozesshaftem Verlauf wird darin mit dem ganzen Rüstzeug, das die verschiedenen psychopathologischen, klinischen und anthropologischen Richtungen in den letzten Jahrzehnten zur Verfügung gestellt haben, in seiner Problematik neu beleuchtet und durchdacht. Gegenüber der negativen Ausgrenzung im Rahmen eines methodologisch orientierten Verfahrens, welches auf die von K. Jaspers eingeleitete subjektivistische Wendung in der Psychiatrie zurückgeht, fordert Häfner eine positive Charakteristik der objektiven Verlaufszusammenhänge. Lebensentwicklung und Prozess sollen nicht einfach nur gegeneinander abgegrenzt, sondern – ohne Vermengung des von der Tradition sorgfältig Geschiedenen – in ihrer wechselseitigen Bezogenheit sichtbar gemacht werden. Von daher wird dann auch in neuer Weise die Frage sinnvoll, ob bzw. inwieweit sich nicht bereits in der Lebensgeschichte des Gesunden prozesshafte Elemente – gleichsam in statu nascendi aufgehobene oder überwundene Prozesskeime – finden lassen; und andererseits ergeben sich Anhaltspunkte und differenziertere Beschreibungsmöglichkeiten dafür, wie eine Lebensgeschichte sich – zwar nicht „verständlich“, aber doch phänomenologisch folgerichtig – in das Prozessgeschehen hinein „mit anderen Mitteln“ fortsetzt.

Nach Häfner ist der „psychische Prozeß“ – auf die organisch bedingten Abbauprozesse brauchen wir hier nicht einzugehen – „ein *nicht* aus den konstituierenden Ordnungen des ‚normalen‘ Lebensgeschehens, aber aus seinem ‚normalen‘ Verlauf ausbrechender, *relativ zwangsläufig* fortschreitender Verlaufszusammenhang, der zu einer relativ irreversiblen partiellen Verdeckung von Welt und Selbst beispielsweise durch Scheinverwirklichungen und Weltsurrogate führt“. Dem liegt die These zugrunde, dass es sich auch bei der Psychose nur um „eine Möglichkeit regelhafter Abwandlung des Menschlichen“ (Kisker)

---

\* Herrn Prof. Dr. W. v. Baeyer zum 60. Geburtstag gewidmet.

handelt. Gibt es so etwas wie ein autonomes Eidos des Menschlichen, dann muss es möglich sein – unabhängig von Untersuchungen, die die faktischen Abwandlungsbedingungen aufdecken sollen –, die Abwandlungsmodi in den Bedingungen ihrer Möglichkeit von diesem Eidos her in den Blick zu bekommen.

*Phänomenologisch* ergibt sich bei diesem Ansatz die Frage nach der transzendentalen Konstitution der jeweils vorliegenden wechselseitigen Entsprechung von Selbst und Welt als dem angemessenen Vergleichsgrund, von dem her Lebensentwicklung und Prozess eine prinzipielle Klärung erfahren können. Dabei soll weniger auf diejenigen Konstituentien des menschlichen Daseins abgehoben werden, die das Weltverhältnis des psychotisch Kranken ebenso umgreifen und bestimmen wie das des Gesunden. Es gilt vielmehr, auf dem gemeinsamen Hintergrund dieser allgemeinsten Strukturen menschlichen In-der-Welt-Seins nun auch die Unterschiede phänomenologisch in den Blick zu bekommen. Was vollzieht sich positiv im transzendentalen „leistenden Leben“ (Husserl) beim Übergang von dem – mehr oder weniger – offenen Sichaufeinanderbeziehen von Selbst und Welt im normalen lebensgeschichtlichen Werden zu einer „partiellen Verdeckung von Selbst und Welt“? Welches sind die positiven Bedingungen der Möglichkeit von „Scheinverwirklichungen“ und „Weltsurrogaten“?

Diese Ausdrücke fassen die Mannigfaltigkeit der darunter subsumierten psychopathologischen Erscheinungen für eine vorläufige Einordnung und Orientierung recht gut zusammen. Im Rahmen phänomenologischer Untersuchungen sind sie jedoch gefährlich. Denn sie verleiten nur allzu sehr, die gemeinten Tatbestände von vornherein mit naiver Selbstverständlichkeit von der Normwelt des Gesunden her ins Auge zu fassen; d.h. von dem her, was sie gerade *nicht* sind. Man glaubt voraussetzen zu dürfen, was „Schein“, „Surrogat“ u.ä. bezeichnen.

Aber die darin naiv sich geltend machende, natürliche Einstellung bedarf einer strengen phänomenologischen Epoché, will man die betreffenden Wesenszusammenhänge wirklich objektiv und rein erfassen. Die hierbei zu beobachtenden Widerstände sind besonders heftig. Sie hängen mit Verdrängungs- und Abwehrtendenzen zusammen, mit deren Hilfe die in der natürlichen Erfahrung sich geltend machende „gesunde Gewöhnlichkeit“ (Wyrsh) ihre Position verteidigt.<sup>2</sup>

Die Verselbständigung des Themas wurde erstmals von L. Binswanger<sup>3</sup> im Rahmen umfassender daseinsanalytischer Untersuchungen zum Wahnproblem behandelt. Deren Kenntnis muss hier vorausgesetzt werden. In neuerer Zeit hat Tellenbach<sup>4</sup> unter diesem Titel die

wahnhafte Ablösung aus der mitweltlichen Situation bei endogenen Depressionen beschrieben.

In einer spezielleren phänomenologischen Fragerichtung<sup>5</sup> wird hier die Verselbständigung eines Themas zum Wahn erneut zum Problem gemacht als *ein* Weg, um an die Bedingungen der Möglichkeit prozesshafter Abwandlung des Welt-Selbst-Verhältnisses heranzukommen. Es ist die phänomenologische Herausarbeitung eines umfassenden Spektrums von Verselbständigungsmöglichkeiten – im weiteren Rahmen von Möglichkeiten der Abwandlung menschlichen Wesens überhaupt – zu verlangen. Ein Postulat, das den gegenwärtigen Stand der phänomenologisch-anthropologischen Bemühungen in der Psychiatrie weit überfordert. Hierzu wäre „ein zusammenhängendes philosophisches Gerüst psychiatrischer ‚Grunderfahrungen‘“ (Kisker) notwendig, von dem wir heute noch weit entfernt sind. Im Folgenden sollen nur einige Schritte in dieser Richtung unternommen werden. – Dazu empfiehlt sich vorher eine kurze Verständigung darüber, in welchem Sinne hier von „Verselbständigung“ und von „Thema“ die Rede ist.

Mit dem Titel „*Verselbständigung*“ ist bereits im Ansatz der Forderung Ausdruck gegeben, positiv zu beschreiben, was das Wesen des Wahns ausmacht. Demgegenüber würde sich die Art und Weise, wie im normalen geistig-seelischen Vollzug lebensgeschichtlich gegebene Themen in den Daseinsgang hineinverflochten werden, als eine spezifische Verunselbständigung derselben darstellen. Das scheint unbefriedigend. Man möchte lieber positiv von gelingender „Integration“ o. ä. sprechen. Die negative Umschreibung schafft jedoch ein notwendiges Gegengewicht gegen die Tendenz der natürlichen Einstellung, alles „Pathologische“ *von vornherein* nur als defizienten Modus des Gesunden oder Normalen aufzufassen. Wenn man die in den Wahn hineinführende Verselbständigung eines Themas ausschließlich auf eine bestimmte Integrationschwäche zurückführen wollte, ohne das dialektische Wesen des Integrationsbegriffes zu berücksichtigen, bliebe man nur allzu leicht im üblichen Normdenken befangen. Ein unverstellter Blick auf die reinen Wesenssachverhalte wäre erschwert. Die Grenze zwischen Norm und Normwidrigkeit würde einfach in die phänomenologische Erfahrung übernommen und von daher nur neu interpretiert, nicht aber eigentlich zum Problem. Dazu muss die Selbstverständlichkeit der Unterscheidung von gesund und krank, von normal und abnorm soweit erschüttert, ja aufgehoben werden, dass eine tiefer liegende Phänomenebene zutage treten kann, die eben deshalb jenseits dieser Unterscheidung liegt, weil sie letztere überhaupt erst konstituiert. Die angestrebte

Objektivitätsstufe ist am ehesten zu erreichen, wenn man den Ansatz bei einem dynamisch-dialektischen Gegeneinander von Ent- und Verselbständigungstendenzen im Sinne reiner Wesensbewegungen nimmt. Auf diesem Boden können die verschiedenen in den Bereich der Normalpsychologie oder Psychopathologie gehörigen Zustandsbilder in ihrer Wesenskonstitution nach und nach durchsichtig werden.

Einer etwas breiteren Erläuterung bedarf, was in unserem Zusammenhang das Wort *Thema* besagt. – Binswanger hat schon in seinen Ideenflucht-Studien (1931-1932) das Thema bzw. die Themenbildung als ein „Teilphänomen der Auseinandersetzung von Ich und Welt“ bezeichnet. Auf eine eingehende philosophische Erörterung muss verzichtet werden. Stattdessen möge folgende, bewusst vereinfachende Exposition in den Phänomenbereich hineinführen, soweit das für ein Verständnis der Verselbständigungsproblematik förderlich erscheint:

Als Menschen finden wir uns in Situationen<sup>6</sup> vor. Das Begegnende – darunter dasjenige Begegnende, das wir selbst sind – ist uns nicht fertig gegeben, sondern immer mehr oder weniger *aufgegeben*. Das gilt nicht nur für den handelnden Menschen, sondern ebenso für den erkennenden, insofern auch das Erkennen nur eine besondere Weise menschlichen Handelns darstellt. Wenn in einem so grundlegenden Sinne von Aufgabe und Aufgebensein gesprochen wird, ist das Wort stets in seiner doppelten Bedeutung zu nehmen: Damit uns Begegnendes als zu Übernehmendes *aufgegeben* sein kann – wie dem Schüler ein Aufsatzthema, dem Maler sein „sujet“, dem Denker ein Problem („Vor-wurf“ in der alten umfänglichen Bedeutung) – muss es zuvor wenigstens partiell (im privativen Sinne) *aufgegeben* sein. Der Anspruch muss aufgegeben sein, das Begegnende *schon* erkannt und bewältigt zu haben, mit ihm „fertig“ zu sein. Sein Bekanntsein, seine schlichte Zuhandenheit oder Vorhandenheit, kurz seine Fertigkeit, muss suspendiert werden. Um – theoretisch oder praktisch – mit dem Begegnenden etwas „anfangen“ zu können, müssen wir es in das Offene von Möglichkeiten halten. Sind erst einmal einige Verweisungs- oder Bewandtniszusammenhänge am Begegnenden für uns in Bewegung geraten, d.h. in diesem doppelten Sinne aufgegeben, kann es uns zum *Thema*<sup>7</sup> werden.

Darin, dass dem menschlichen Dasein etwas als Thema aufgegeben ist – oder es sich selbst etwas aufgibt –, erfährt es aber auch sich selbst als aufgegebenes. Aus einer Anmutung wird die Zumutung, dieses oder jenes zu erkennen, zu tun und schließlich als dieser oder jener zu sein. Ohne Frage können wir innerhalb gewisser Grenzen willkürlich ent-

scheiden, ob und inwieweit etwas uns zur Aufgabe wird. Aber die Begrenztheit dieser Willkür wird sofort deutlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass wir jedenfalls der *einen* Aufgabe, als welche die Welt uns – und in eins damit zugleich sich selbst – uns aufgibt, niemals ausweichen können.<sup>8</sup>

Es sei hier nur festgehalten, dass jedes Thematisieren von etwas – in engerem oder weiterem Umkreis – eingebettet erscheint in ein Thematisiertwerden. Das heißt jede Übernahme einer Aufgabe setzt deren Vorgabe voraus; jedes Ansprechen von etwas auf etwas hin korrespondiert einem Angesprochen-Werden, und dieses wiederum ist nur möglich aufgrund eines Sich-ansprechen-Lassens. In dieser dialektischen Einheit von Thematisieren und Thematisiertwerden, in dem Frage-und-Antwort-Spiel von Welt und Selbst konstituiert sich allererst das, was wir Situation nennen. (Für die Situation liegt dabei der Schwerpunkt allerdings auf dem Thematisiertwerden.) Nicht nur jede einzelne Situation im Lebensquerschnitt konstituiert sich auf diese Weise, sondern zugleich auch der geschichtliche Folgezusammenhang im menschlichen Daseinsgang, d.h. seine „Gangstruktur“ (Szilasi). Dieser natürliche Folgezusammenhang erhält sich „im Fluss“, im Fluss des Gesprächs zwischen Welt und Selbst. Die Art dieses „Gesprächs“ und die Weise, wie es im Fluss bleibt oder auch nicht, ist ein wesentlicher Ausgangspunkt für das phänomenologische Studium psychiatrisch bedeutsamer Abwandlungen des Menschseins. – Das heißt *wie* wir in Situationen sind, Situationen sehen, erleben, bewältigen oder auch nicht, ist niemals aus einer starren Subjekt-Objekt-Relation einseitig festzulegen.<sup>9</sup> Sondern der Entwurf, in dem sich eine Situation jeweils mitkonstituiert, durch den wir sie erst als solche erfassen, „wahrnehmen“ und „realisieren“<sup>10</sup>, bestimmt sich aus der wechselseitigen Bezogenheit von Subjekt und Objekt, von Herkunft und Zukunft.

So sehr das Selbst-Welt-Verhältnis als eine grundgebende Einheit aufzufassen ist, so wenig darf das hindern, seine Momente gesondert ins Auge zu fassen. Darin liegt keine Willkür. Aus dem Strom lebenden Lebens, in welchem dieses Wechselverhältnis sich darlebt, lösen sich fortwährend einzelne Momente gleichsam als Sedimentationsprodukte heraus und scheinen den Fluss zu unterbrechen. Als eine solche Unterbrechung kann jedes isolierte Thematisieren angesehen werden. Darin konkretisiert sich jeweils ein bestimmter (kategorialer bzw. existentialer) Entwurf<sup>11</sup> des In-der-Welt-Seins.

Mit der Übernahme eines Themas durch uns bekommt es zugleich Werkzeugcharakter. Das Thema, das uns die Situation zuspricht oder

auch zudiktiert, wird in der Übernahme zum Organ, mit dessen Hilfe wir der Situation entsprechen, d.h. sie irgendwie erkennend, fühlend, wollend, handelnd zu bewältigen suchen. In jeder Thematisierung, durch die wir das Begegnende theoretisch oder praktisch beherrschbar machen, kann man schon den ersten Keimpunkt einer Verselbständigung innerhalb des Dialogs von Welt und Selbst sehen.

Was mit dem Thema durch die Übernahme geschieht, lässt sich bis zu einem gewissen Grade am Modell des Aufsatzthemas verdeutlichen: Der Schüler, der das Thema gestellt bekam oder sich wählen durfte, stellt nun seinerseits mit Hilfe dieses Themas eine Ordnung in der Flut seiner aufsteigenden Einfälle her. Er benutzt das Thema – das Woraufhin des Betrachtens – als Organ für die Herstellung des Zusammenhanges in seinem Aufsatz. Je besser er sich vom Thema in Anspruch nehmen lässt, je weniger er nur *davor* steht („wie der Ochs vorm Berge“), umso mehr macht er es zum Organ der Bewältigung des Stoffes. – Nicht anders ergeht es dem menschlichen Dasein, wenn es ein Lebensthema – „geworfen-entwerfend“, wie Heidegger sagen würde – übernimmt.

Die innere Bewegtheit im Angesprochenwerden, Sich-in-Anspruchnehmen-Lassen, um etwas auf etwas hin ansprechen und in Anspruch nehmen zu können, beschreiben wir als solche der „transzendentalen Organisation“<sup>12</sup>.

Mit transzendentaler Organisation ist kein hypostasiertes, irgendwie erschlossenes oder gar metaphysisches Substrat, sondern ein deskriptiver Begriff gemeint. Sie bezeichnet den inneren eigengesetzlichen Strukturzusammenhang im Selbst-Welt-Verhältnis, soweit er einer phänomenologischen Beschreibung zugänglich ist. „Transzendental“ wird sie genannt, weil sie die Bedingung der Möglichkeiten des In-der-Welt-Seins umfasst. Allerdings nicht des In-der-Welt-Seins im Allgemeinen – das wäre eine philosophische Aufgabe –, sondern des ganz bestimmten jeweiligen, faktischen In-der-Welt-Seins, z.B. unserer Kranken. Die Zugangsweise ist die eines „ontisch-ontologischen Sehens“ (Heidegger). Husserl hätte von dieser transzendentalen Organisation als einem „kontingenten Apriori“ gesprochen. Dem Psychiater begegnet sie in jenem komplizierten und schwer überschaubaren „Gefüge“, „von dem jedes Wort, jeder Satz, jede Idee, jede Zeichnung, Handlung oder Geschehen“ – auch die Physiognomie, aber nicht nur diese, sondern alles an der Leiblichkeit transzendental Interpretierbare (ein noch weithin offenes Feld für die künftige Forschung) – „ihr besonderes Gepräge erhält“ (Binswanger).

Wenn Zutt davon spricht, dass der Leib „welthaft“ sei, so wie das Auge „sonnenhaft“ nach einer alten von Platon bis über Goethe hinaus reichenden Tradition, so hat er damit eine ehrwürdige Lehre in verwandelter Gestalt für die Psychiatrie fruchtbar gemacht und zu neuem Leben erweckt. Wie Zutt von der menschlichen Leiblichkeit, so kann der Phänomenologe – von einem anderen methodischen Ansatz her – von der transzendentalen Organisation in einer unmittelbareren Weise sagen, dass sie *welthaft* sei; er spricht damit sogar nur eine Tautologie aus. Jeder transzendente Entwurf stellt ein „Weltorgan“ im oben gekennzeichneten Sinne dar, durch das ich die Welt zur meinigen mache, durch das aber zugleich die Welt mich ihr zugehörig sein lässt; und jedes Thema ist im Spezielleren ein Organ, durch das sich mir bestimmte Situationen erschließen. So wie Goethe vom Auge sagte, es sei am Licht für das Licht gestaltet, so kann man vom Entwurf sagen, dass er an der Welt für die Welt, vom Thema, dass es an der Situation für die Situation zu bilden sei – ohne dass damit der oben charakterisierte grundlegendere Unterschied verwischt werden sollte. Die in sich fluktuierende Mannigfaltigkeit beweglicher „Weltorgane“ in Form von Entwürfen und darin sich einbettenden Themenbildungen schließt sich zum beweglichen Ganzen der transzendentalen Organisation zusammen, demgegenüber der Leib als „Welthafter“, wie ihn Zutt im Auge hat, nur eine Verdichtung und Verfestigung darstellt, die ihre eigenen Probleme mit sich bringen.

Grundsätzliches zu dieser „transzendentalen Organisation“ soll an anderer Stelle gesagt werden. Hier geht es nur darum, an einem Beispiel der Abwandlung dieser Organisation bei der Verselbständigung eines Themas zum Wahn etwas näher zu kommen. Dazu soll eine einfache Krankengeschichte aus dem klinischen Alltag dienen:

Ein 34-jähriger Bahnbeamter O. S. aus Karlsruhe wurde 1959 von seiner Ehefrau zur stationären Aufnahme gebracht. Es hatte große Schwierigkeiten gekostet, den Patienten zu bewegen, in eine Klinikbehandlung einzuwilligen. Seine Dienststelle hatte pro forma sogar mit der Entlassung drohen müssen, bis es schließlich dem Bahnarzt gelang, den Transport zu bewerkstelligen.

Aus der Familienanamnese ging hervor, dass bereits der Vater des Patienten an einem Wahn gelitten hatte – dem Wahn, dass seine Ehefrau (die Mutter des Patienten) ein Verhältnis mit seinem Bruder hätte. Die Mutter soll dadurch und durch sonstige familiäre Sorgen „nervös“ bzw. „nervenkrank“ geworden sein. Verlässliche Angaben waren darüber hinaus nicht zu bekommen.

Aus der eigenen Entwicklung des Patienten ist bekannt, dass er schon als Kind eher still und zurückgezogen war. Er wuchs im Sudentenland auf und hatte – angeblich wegen seiner tschechischen Staatsangehörigkeit – allerhand Schwierigkeiten in der Schule. Er blieb zweimal sitzen und ging nach der 6. Klasse ab. Anschließend absolvierte er eine Schreinerlehre, die er mit der Gesellenprüfung abschloss. Wenig später meldete er sich, um einer Strafe wegen unerlaubten Fischens zu entgehen, freiwillig zum Militär. Nach einer kurzen Reichsarbeitsdienstzeit erhielt er seine militärische Ausbildung und wurde später bei Beginn der Invasion in Frankreich eingesetzt. In Belgien geriet er in Kriegsgefangenschaft und musste vorübergehend schwer hungern, ohne dass es zu irgendwelchen bleibenden Dystrophieschäden kam. Nur eine Neigung zu rheumatischen und ischiasartigen Beschwerden will er aus dieser Zeit zurückbehalten haben.

1946 kehrte er zu seinen Eltern zurück. Beruflich arbeitete er zunächst als Schreiner und Glaser, bis er 1947 zur Bahnpolizei ging. 1949 wechselte er in die Beamtenlaufbahn hinüber. Aus Ärger darüber, dass er nicht wie versprochen als Schreiner eingesetzt worden war, hatte er vorher gekündigt. Deshalb musste er dann als Beamter „noch einmal von ganz vorne“ anfangen. – Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft soll S. zunächst sehr menschencheu, still und zurückgezogen und in Gesellschaft unsicher gewesen sein. Es sind jedoch keine Anhaltspunkte dafür gegeben, dass er damals schon einen schizophrenen Schub durchgemacht hätte. Auffallend war nur, dass er sich wenig für Mädchen interessierte. Erst 1950 wurde er etwas aufgeschlossener. Er trat in den Naturfreundeverein ein, nachdem er zuvor schon Mitglied eines Ruderklubs geworden war und emsig am Bau eines Bootshauses mitgearbeitet hatte. S. fühlte sich dort allerdings nicht ganz wohl. Die anderen Mitglieder waren meist „vornehmere“ Leute, mit denen er sich nicht richtig unterhalten konnte. Nur ein gewisser Dr. X. hätte sich etwas mehr mit ihm abgegeben. – Abends saß er meist mit einigen Bekannten in einer Wirtschaft und trank Bier. Trotz seiner Schüchternheit, über die er bei der Anamnesenerhebung ganz offen sprach, hat er dann einige flüchtige Mädchenbekanntschaften gemacht. 1954 lernte er seine jetzige Frau kennen, die er ein Dreivierteljahr später, d.h. 1955, heiratete. Es war eine zehn Jahre jüngere Arbeiterin, nebenberuflich Platzanweiserin in einem Kino.

Die Ehe scheint nach Angaben beider Ehepartner zunächst glücklich gewesen zu sein. Der Patient sagte noch bei seiner Aufnahme, eine bessere Frau könne er gar nicht haben. Sie selbst berichtete, dass ihr